

Sonntagsgruß

Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Gießen

Nr. 31 Gießen, Sonntag, 9. nach Trinitatis, den 5. August 1917 6. Jahrg.

Drei Jahre Weltkrieg.

Jer. 5, 3. Herr, deine Augen sehen nach dem Glauben. Du schlägst sie, aber sie fühlen es nicht; du machst es schier aus mit ihnen, aber sie bessern sich nicht. Sie haben ein härteres Angesicht denn ein Fels und wollen sich nicht bekehren.

Es gibt jetzt in Deutschland viele, die mit Gott hadern, weil er immer noch nicht den Frieden sendet. Ist er ein gütiger Gott, so sagen sie, so muß er dem Kriege bald ein Ende machen. Warum wünschen diese Menschen Frieden? Damit sie wieder völlig ungehindert ihrem Vergnügen nachgehen, damit sie Siegesfeste feiern können „mit Pauken und mit Freuden und mit Geigen“, wie einst die jüdischen Frauen, als Goliath von David besiegt worden war. Sie wollen Frieden, damit sie auf den Straßen jubeln, von sich selbst ein großes Aufheben machen und es sich bei geistlosen Vergnügungen wohl sein lassen können, wenn auch die vielen Leidtragenden bei einer derartigen Friedensfeier am liebsten in die Einsamkeit fliehen oder sich in den Keller verfrachten möchten. Man braucht kein trübseliger Moralist und kein finsterner Bußprediger zu sein, um zu sagen, daß unser Volk am Beginn des vierten Kriegsjahres innerlich nicht gerüstet ist, dem Frieden entgegenzugehen. Die religiöse Hochflut des ersten Kriegsjahres ist in ein sehr schmales Rinnsal eingeströmt. Fast hat man den Eindruck, daß die starke Beteiligung am religiösen und kirchlichen Leben in den Jahren 1914 und 1915 auf einem gewissen abergläubischen Fatalismus beruhte. Man glaubte, wenn man in die Kirche gehe, so werde Gott den Chemann, den Sohn, den Bruder im Felde beschützen. Das Leben in Deutschland zeigt jetzt so unerfreuliche, ja häßliche Züge, daß wir um die sittliche Kultur unseres Volkes besorgt sein müssen. Die, die zu Hause in sicherer Ruhe sitzen, streiten darüber, ob wir Eroberungen machen sollen oder nicht, d. h. mit anderen Worten, ob Hunderttausende noch weiter ihr Leben lassen sollen oder ob der Jammer der deutschen Familien ein Ende finden soll. In den ersten Kriegsmonaten hieß es: wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern, nun regt sich allenthalben ein geradezu brutaler Egoismus. Das sieht man am deutlichsten, wenn man auf der Eisenbahn fährt. Keiner macht dem anderen in den überfüllten Zügen Platz, jeder

sucht, auch wenn noch Platz da ist, den, der einsteigen will, durch unhöfliches Betragen zu verjagen. In einer Zeit, in der man viel von Bevölkerungspolitik redet, will man nicht in einem Abteil reisen, in dem sich kleine Kinder befinden. Die Erziehung, die viele unserer Volksgenossen gehabt haben, ist derart, daß sie Frauen mit kleinen Kindern und Soldaten, die von der Front nach der Heimat reisen und oft schon dreißig Stunden unterwegs sind, Stundenlang in den Gängen der D-Züge stehen lassen. Das 7. Gebot wird jetzt in vielen Fällen übertreten. Die Leute, welche Felddiebstahle begehen, sündigen im Kleinen, die Kriegswucherer und Kriegsspekulanten bereichern sich im Großen. Dieser Kriegswucherer ist ein Uebel, das am Marke unseres kämpfenden und arbeitenden Volkes kriecht und uns mehr Schaden bringt als die Feuerschlünde der Gegner. Die Art, wie die Menschen jetzt miteinander und übereinander reden, wird von Tag zu Tag unedler. Wird ein Mann, der seither vom Kriegsdienst befreit war, zum Heere eingezogen, so sagen seine Nachbarn und Widersacher: Das gönne ich ihm, das geschieht ihm recht, als ob die Verteidigung des Vaterlandes für den Mann eine Strafe und nicht höchste sittliche Pflicht wäre. Wir werden den Tag segnen, an dem uns das unedle Wort „hamstern“ nicht mehr in den Ohren klingt. Die schwerste Sünde unseres Volkes ist, daß es herzlos dem Sterben seiner besten Söhne und dem unendlichen Jammer, der durch den Krieg über viele gekommen ist, zusieht. Fürwahr das alte Prophetenwort lebt wieder auf: Herr, deine Augen sehen nach dem Glauben. Du schlägst sie, aber sie fühlen es nicht; du machst es schier aus mit ihnen, aber sie bessern sich nicht. Sie haben ein härteres Angesicht denn ein Fels und wollen sich nicht bekehren. Soll Gott uns Frieden geben, so müssen wir zeigen, daß wir dieser seiner Segnung würdig sind. Menschlich geredet, hat Gott kein Interesse daran, einem gottlosen, leichtsinnigen und lieblosen Volke den Sieg und ein neues Aufsteigen zu geben. Wer leben will und gute Tage sehen, so sagt Petrus, der wende sich vom Bösen und tue Gutes, er suche Frieden und sage ihm nach. Denn die Augen des Herrn merken auf die Gerechten und seine Ohren auf ihr Gebet, das Angesicht aber des Herrn steht wider die, die Böses tun.

H. B.

Gießen vor 40 Jahren.

(Fortsetzung.)

Am 15. April 1874 trat unter dem Namen „Verfassung der evangelischen Kirche des Großherzogtums Hessen“ ein sehr wichtiges Gesetz in Kraft. Durch dieses Gesetz wurden die Angelegenheiten unserer Landeskirche neu geordnet und den berechtigten Forderungen der Neuzeit angepaßt. Damit waren viele Wünsche der kirchlich geriateten Kreise unseres engeren Vaterlandes in Erfüllung gegangen. Diese Wünsche waren im wesentlichen darauf hinausgegangen, den Gliedern des nichtgeistlichen Standes eine größere Mitwirkung bei der Verwaltung des kirchlichen Vermögens und der Ordnung der geistlichen Angelegenheiten zuzugestehen. Außerdem war dadurch die evangelische Kirche in Hessen zu einer festeren Einheit zusammengeschlossen worden, und durch Einführung einer Kirchensteuer war es möglich geworden, eine Reihe von Pfarrstellen neu zu begründen und mit den Mißständen des Vikariatswesens, von dem oben schon die Rede war, aufzuräumen. Der Anstoß zu dieser Bewegung datiert von dem Jahre 1848. Am 25. März dieses Jahres hatte der Erbgroßherzog-Mitregent, der spätere Großherzog Ludwig III., ein Edikt erlassen, worin er kundgab, „eine weitere zeitgemäße Entwicklung der inneren Verfassung der evangelischen Kirche des Großherzogtums in der Art anzubahnen, daß namentlich den Gliedern des nichtgeistlichen Standes die ihnen gebührende Mitwirkung nicht länger vorenthalten bleibe.“ Eine zeitgemäße Umgestaltung ist jedoch damals nicht herbeigeführt worden. Erst im Jahre 1870 wurden die Arbeiten wieder aufgenommen und hatten diesmal mehr Erfolg.

Wie im politischen Leben, so waren auch im kirchlichen Leben die Wogen im Jahre 1848 sehr hoch gegangen. Der Wortführer im kirchlichen Streite war damals ein Pfarrvikar Schäffer in Kirchbrombach. Er gab ein kirchlich-politisches Blatt heraus, das den seltsamen Titel führte „Luzifer oder Südwestdeutscher Kirchenteufel“*. Das Blatt vertrat das Recht der Gemeinden, bei der Anstellung ihrer Geistlichen mitzuwirken, trat für die Rechte der nicht definitiv angestellten Geistlichen ein, regte Synoden an und was dergleichen Forderungen mehr waren. Die Sprache, die das Blatt führte, war, dem Geiste der Zeit entsprechend, sehr revolutionär, namentlich wurde das hessische Kirchenregiment mit heftigen Worten und in ungebührlichem Tone angegriffen. Im Odenwald, namentlich in Kirchbrombach und Michelstadt, kam es zu einer Loslösung

Evangelischer von der Landeskirche. Schäffer hielt Gottesdienste im Freien „ohne Chor“ und, was sehr viel heißen will, auch „ohne Bibel“. In Wahrheit waren diese „Gottesdienste“ Volksversammlungen mit der Tendenz, das Volk aufzureizen. Diese Bewegung war keine Reformation, sondern eine Revolution, wenn auch eine Revolution im kleinen. Sie krankte hauptsächlich daran, daß sie nicht religiös fundiert war. Im wesentlichen ging sie Hand in Hand mit der von Johannes Ronge ausgegangenen deutsch-katholischen Bewegung. Schäffer soll später nach Amerika gegangen sein.

Leider zeigten die Jahre 1874 bis 1876 ähnliche Erscheinungen in Hessen. Die mit vieler Mühe zustande gekommene Kirchenverfassung erregte in Hessen nicht nur freudige Zustimmung, sondern auch heftigen Streit. Die einen waren mit der Kirchensteuer unzufrieden, obwohl unser Volk sich damals in wirtschaftlich sehr guter Lage befand, die anderen verweigerten dem neuen Gesetze ihre Anerkennung, weil durch es nach ihrer Behauptung die lutherischen Gemeinden der Union, der Vereinigung der Lutheraner mit den Reformierten, zugeführt worden wären. Wegen der Kirchensteuer traten in Rheinhessen, besonders in den Kreisen Alzey und Worms, viele Familien leider aus der Landeskirche aus und begründeten selbständige „freiprotestantische“ Gemeinden. Der alte Ronge kam, um für diese Bewegung zu agitieren, die sich von dem biblischen Christentum immer entfernte und durchaus freigeistig gerichtet war. In der Person des Predigers Eßner aus Zittau, eines übrigens ehrenwerten und freundlichen Mannes, beriefen sich diese Gemeinden selbst einen Pfarrer, der einen sehr ausgedehnten Sprengel hatte und in manchen Gemeinden im Vierteljahr kaum einmal Gottesdienst halten konnte. Im Laufe der Zeit sind diese freiprotestantischen Gemeinden immer mehr zusammengeschrumpft, und die meisten ihrer Glieder sind zur evangelischen Kirche zurückgekehrt. Das ist ein Beweis dafür, daß die bloße Verneinung des biblischen Christentums keine Macht ist, die der Seele auf die Dauer genügen und eine feste Gemeinschaft bilden kann. Auch mehrere der Prediger dieser Gemeinden sind später in evangelischen Landeskirchen zur Anstellung gelangt. In Gießen hat die Einführung einer Kirchensteuer nicht den leisesten Widerspruch erregt.

Kam diese Separation, wenn man so sagen darf, von links, so kam eine andere von rechts. Eine Reihe lutherischer Geistlicher schloß sich aus den schon angegebenen Gründen der Kirchenverfassung nicht an. Da sie sich fortgesetzt widerspenstig verhielten und dem Kirchenregimente den Gehorsam verweigerten, so mußte ihre Amtsentziehung ausgesprochen werden, was im Jahre 1875 geschah. Es waren dies die Pfarrer Ferdinand Bringmann zu Höchst a. d. Riedder, Gustav

*) Herrn Pfarrer i. R. Scriba in Gießen, der mir das sehr selten gewordene Blatt freundlichst schenkte, sei auch an dieser Stelle herzlich Dank gesagt. S. B.

Baist zu Ulfa, Dr. Eduard Lucius zu Rodheim, Friedrich Kraus in Bollartshain, Hermann Wichmann in Güttersbach, Emil Kraus in Rothenberg und Georg Anthes in Reichelsheim im Odenwalde. Schon früher war aus dem gleichen Grunde der Pfarrer Köh von Eichelsdorf entlassen und der Kandidat Lucius von der Kandidatenliste gestrichen worden. Einige dieser Pfarrer fanden in anderen deutschen Landeskirchen rasch gut dotierte Stellen, so daß von einem Märtyrertum nicht geredet werden konnte. Die anderen blieben in Hessen und suchten ihre Gemeinden zu bewegen, aus der Landeskirche auszutreten. Es zeigte sich aber rasch, daß ihnen nur wenige aus ihren seitherigen Gemeinden Gefolgschaft leisteten. Auch diese Zahl ist wie die der Freiprotestanten sehr zusammengeschmolzen. Im Großherzogtum Hessen gibt es heute nicht einmal 1000 separierte Lutheraner, aber mit acht Pfarrstellen, die nur zur Hälfte besetzt sind. — Diese beiden Bewegungen, die freiprotestantische wie die altlutherische, haben damals in Hessen großes Aufsehen erregt, aber die Landeskirche war imstande, sie ohne Schaden zu überwinden. Leider kam es bei jeder der beiden Bewegungen zu gewaltsamen Handlungen. Diejenigen, die aus der Landeskirche ausgetreten waren, hatten damit selbstverständlich das Anrecht auf die kirchlichen Gebäude verloren. Das wollten sie aber nicht einsehen. In zwei Fällen suchte man sich gewaltsam das Benützungrecht an den Kirchen zu verschaffen. In Ulfa erbrach man bei einer Beerdigung den Turm, um läuten zu können. In der freiprotestantischen Gemeinde Wonsheim in Rheinhessen hielt man eine Konfirmationsfeier in einem Saale ab. Darnach zog die Gemeinde, allerdings ohne den Prediger, zur dortigen evangelischen Kirche, um in ihr eine kurze Nachfeier zu halten, bei der zwei Vorsteher der Gemeinde mitwirkten. Diese Angelegenheiten hatten gerichtliche Nachspiele, die beiden Vorsteher der freiprotestantischen Gemeinde wurden mit je 8 Tagen Gefängnis bestraft. Ein Prozeß um Herausgabe der Kirche und des Pfarrhauses, den man anstrengte und der bis zum Reichsgerichte ging, ging der Gemeinde selbstverständlich verloren. Auch dort hat sich seit langen Jahren wieder eine evangelische Gemeinde zusammengetan, und allsonntäglich wird evangelischer Gottesdienst gehalten. Gott behüte unsere Landeskirche in Zukunft vor solchen Streitigkeiten!

Aber auch die katholische Kirche hatte damals schweren Stürmen zu begegnen. In den 70 er Jahren hatte man durch eine Reihe von Gesetzen und Verordnungen im neu erstandenen Deutschen Reiche Staat und Kirche gegeneinander abgegrenzt. Unter Bismarcks Leitung war in Preußen die katholische Kirche, weil sie öfters den Staatszwecken zuwiderhandelte, mehr als jeither unter die Aufsicht des Staates gestellt worden. Das

entfesselte den Widerstand der von den kirchlichen Oberen geleiteten Massen. Diese Bemühungen der Staatsregierung waren von dem Abgeordneten Virchow als „Kulturkampf“ bezeichnet worden. Unter diesem Namen ist die Bewegung heute noch bekannt.

Im Sommer 1876 wurden in ganz Deutschland, so auch in Sieben, sehr lebhaft Vorfälle besprochen, die die deutschen Katholiken sehr erregt haben und wohl mit dem Kulturkampf in ursächlichem Zusammenhang standen. Das waren die angeblichen Muttergotteserscheinungen zu Marpingen im rheinpreussischen Kreise St. Wendel. Im Juli des genannten Jahres hatten drei achtfährige Mädchen beim Heidelbeerenpflücken angeblich Maria und das Jesuskind im Walde gesehen. Die Aussagen der Kinder stimmten nicht überein. Bald soll Maria ein weißes, bald ein blaues, bald ein blau-weiß gestreiftes Kleid getragen haben, das Jesuskindlein habe ein Kränzlein auf dem Haupte gehabt. Die Kinder fragten Maria nach ihrem Begehren, sie soll gesagt haben, sie wünche eine Kapelle, in der Kranke Heilung finden sollten. Als bald wurde die Wundergeschichte allenthalben ruckbar, und die Bevölkerung pilgerte in großen Mengen nach der Stätte des Wunders. Die Gendarmerie wurde darauf aufmerksam und telegraphierte am 12. Juli, abends 8 Uhr, an das Landratsamt in St. Wendel: „Es pilgern Tausende von Menschen nach Marpingen, in welchem Orte die Mutter Gottes erschienen sein soll.“ Zu allem Unglück war der Landrat abwesend, und der Kreissekretär, einer von der Sorte schneidiger Beamten, die für das Volk und sein Leben kein Verständnis haben und der Meinung sind, die Bevölkerung sei um der Beamten willen da und nicht die Beamten um der Bevölkerung willen, holte Militär herbei. Noch ehe das Militär kam, schritt der Sekretär mit Gendarmen gegen die Menge ein, unter der sich bereits viele Kranke befanden, doch konnte die geringe Zahl von Beamten nichts ausrichten. Am Abend kam die 8. Kompanie des 30. Infanterie-Regiments aus Saarlouis an. Der Kompanieführer ließ nach dreimaligem Trommelwirbel die Menge, die 3—4000 Menschen betrug, zum Auseinandergehen auffordern, aber die Leute beachteten diesen Befehl nicht, sondern sangen: „Maria hilf, vernichte unsere Feinde!“ Nun wurden die Leute mit blanker Waffe auseinandergetrieben, glücklicherweise gab es dabei keine ernstern Unfälle. Hinterher setzte es natürlich viele Bestrafungen ab, und da der Zulauf nachließ, so wurde Marpingen nicht zum Gnadenorte. Man vermutete, daß schlaue Menschen diese „Wundererscheinungen“ inszeniert hätten, um den Fanatismus der Menge aufzustacheln und größere Gegnerschaft gegen die Kirchengesetze des Staates wachzurufen. Bei den meisten der an diesen Vorfällen Beteiligten war es religiöse Schwärmerei, die sie zu Ausdehnungen

dem 1. Januar 1875 kamen auch neue Briefe
 marften auf. In den letzten Jahren haben
 fragte: was ich zu tun gedachte, und ich sagte
 ihm: noch könnte ich darüber nachdenken.
 über wenn mit mich anders überredete.
 „Aber ich werde mich nicht in die Irre lassen.“
 „Das ist nicht meine Absicht.“
 „Aber ich werde mich nicht in die Irre lassen.“
 „Das ist nicht meine Absicht.“

trieb. Wären die Behörden einsichtig gewesen, so wäre der Sturm der Exaltiertheit bald verlogen, und das Marpinger „Wunder“ wäre rasch wieder vergessen worden.

(Fortsetzung folgt.)

Unser letztes Aufgebot: Glocken und Orgelpfeifen heraus!

Der Erdkreis unser Volk bedroht,
Nun bleibt nur die Wahl noch: Sieg oder Tod,
Verlassen sieht der Heimatherd,
Die Pflugchar wurde zum blitzenden Schwert;
Wo der Spaten die Saat der Scholle vertraut,
Er jetzt nur noch Gräben und Wälle baut.
Verstummt ist der Orgeln, der Glocken Ton,
Sonst erster Gruß dem Erdensohn,
Kein Klang mehr zu frommer Stätte ruht,
Kein letzter Gruß in die Totengruft.
Des Vaterlands Not, der feindliche Mord,
Er trieb sie von heiliger Stätte fort.
Ihr eherner Leib, als Todesgeschloß
Will zerichmettern den Feind, so Reiter wie
Köb.

Herr Gott vom Himmel, sieh herein,
Laß dies letzte Opfer gesegnet sein
Und führ' uns auf der rechten Spur,
Daß Friede werde der Heimatflur!
Sind auch meine Tage nur kurz noch gezählt,
Bis mein morischer Leib zu Asche zerfällt,
Daß mein Ohr noch hören den Siegesgesang,
Daß es töne wie Orgel- und Glockenklang!
D a r m s t a d t , 28. Juli 1917.

Dr. R a p p e s s e r .

Aus der Jugendzeit eines deutschen Mannes.

(Fortsetzung.)

Mit dem Frühjahr heilten meine Hände; ich brauchte nicht mehr einzuheizen, und manche andere Winter-Beschwerlichkeiten fielen fort. Leider aber änderte sich das Verhältnis im Hause nicht. Mein Oheim blieb grämlich und verdrossen, und wenn in den Arbeiten etwas mißglückte, war immer meine Dummheit schuld, obgleich es unmöglich war, mit dem elenden Werkzeuge genau und gut zu arbeiten. Ich hatte eines Tages mit einem Lötrohre zu manipulieren, dessen messingene Spitze ganz verbrannt und oxydiert war. Die Arbeit fiel nicht nach des Oheims Sinne aus, so sehr ich mich auch damit gequält und geärgert hatte. Ich hatte es wieder nicht getroffen, und ich änderte die Arbeit, so schwierig das auch war. Abermals regnete es Vorwürfe über meine Dummheit; er wurde ganz wild und gebrauchte verletzende Worte. Sie erregten auch meine Galle, und ich gab ihm die Arbeit mit den Worten: da ich außerstande sei, es zu machen, wie er wolle, möge er es selber machen. Er sprang auf und schlug mir in das Gesicht. „Ich dulde keine schimpfliche Be-

handlung von Ihnen!“ rief ich empört, „und arbeite nicht weiter!“ Damit stürzte ich zur Türe hinaus und auf den Boden, um erst ruhigeres Blut zu bekommen. Es dauerte lange; ich war außer mir; denn der Aerger wirkt bei mir immer nach, und ich war zunächst nicht imstande, einen Entschluß zu fassen. Das Leben, wie ich es bisher geführt, hatte ich satt, und mochte es so nicht weiter dulden. Es kam Mittag heran, und Karl, der Sohn, den ich am liebsten hatte, weil es ein ehrliches Gemüt war, kam auf den Boden herauf mit der Weisung: ich möchte zu Tische kommen. (Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Von einem Gemeindegliede, einem oberen Militärbeamten, geht uns folgende Zuschrift mit der Bitte um Veröffentlichung zu:

„Die Gemeindeglieder, welche den mit Christenlehre verbundenen Frühgottesdienst besuchen, werden gebeten, den Gottesdienst nicht mehr wie seither vor dem Segensspruche zu verlassen. Erstens ist das vorzeitige Verlassen des Gottesdienstes stets eine Störung des Gottesdienstes, zweitens findet doch jeder gläubige Christ einen Gottesdienst ohne Erlebung des Segens Gottes durch den amtierenden Seelsorger als einen nicht abgeschlossenen Gottesdienst. Durch den Segensspruch empfängt man erst nach dem Vorgottesdienst wie durch die tiefen, anregenden Gedanken der Predigt und ihre wohlthuende, in der gegenwärtig so schweren Zeit erbauende und aufrichtende Belehrung die den bedrängten Herzen nötige Glaubenshoffnung für die künftige Woche. Die Christenlehre ist zudem doch nicht nur für die Neukonfirmierten berechnet, sondern in gleicher Weise auch für die älteren Kirchenbesucher. Es bedarf wohl nur dieses im Interesse des Ganzen wohlmeinenden Wunsches, um eine in jeder Weise nötige Besserung zu erreichen.“

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 5. August.

9. nach Trinitatis.

Gottesdienst.

In der Stadtkirche. Vormittags 8 Uhr, zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Matthäusgemeinde. Pfarrer Mahr. — Vormittags 9 1/2 Uhr: Pfarrer Schwabe.

In der Johanneskirche. Vormittags 8 Uhr, zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Lukasgemeinde. Pfarrer Bechtolsheimer. — Vormittags 9 1/2 Uhr: Professor D. Schian. — Mittwoch, den 8. Aug., abends 8 Uhr: Kriegsbetstunde. Pfarrassistent Lic. Reining. *